

Das Wunder

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Wunder

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald.

Von Irma Goeringer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

IV.

Es war alles vorbei. Die ersten Stunden rasender Verzweiflung, die vielen unheimlichen Geschehnisse, die der Tod eines Menschen mit sich bringt, das grauenhafte Indensarglegen und die Uebergabe in den Schoß der Erde.

Mit Gewalt hatte man Anna forthalten müssen, als die Leiche ihres Mannes aus dem Haus getragen wurde. Tag und Nacht war sie nicht vom offenen Sarg gewichen. Auf einem kleinen Schemel kauerte sie daneben, tränenlos, erstarrt in ihrem furchtbaren Schmerz. Manchmal tastete sie nach den über der Brust gefalteten Händen; erschauernd zog sie die Finger zurück — das war so kalt, so eiskalt. Das frostige Gefühl teilte sich ihrem ganzen Körper mit, sie fühlte ein leises Grauen vor der stillen Gestalt da in der Holzkiste. Und doch konnte sie sich nicht von ihr trennen; es war ja das einzige, was ihr von ihrem Glück geblieben war.

Die Base schaute von Zeit zu Zeit kopfschüttelnd nach ihr. Diese stumme Verzweiflung schien der guten Frau unnatürlich. Sie versuchte mit Anna zu reden; aber sie erhielt keine Antwort. Nur wenn sie ihr von Zeit zu Zeit das Kind brachte, dann kam etwas Leben in die junge Frau. Aber auch dann redete sie nicht. Schweigend öffnete sie ihr Nieder und legte den Kleinen an die Brust. Ueber das flaumige Köpfschen des behaglich-schmätzenden Kindes hinweg hingen die trostlosen Augen am Antlitz des toten Gatten.

Um das Kind kümmerte sie sich in den ersten Tagen gar nicht; sie nährte es, das war alles.

Und nun kamen sie und wollten ihr den Hans forttragen, weit weg hinunter ins Dorf, auf den engen Friedhof, in die dunkle Erde.

Nein, nein, nein! Das ließ sie nicht zu. Wie rasend klammerte sie sich an den Sarg, taub gegen begütigende Worte. Schließlich mußte man sie mit Gewalt losreißen.

Eine alte Bäuerin, die der Anna immer besonders zugetan war, blieb bei ihr. Die „dicke Nanne“ hatte selbst viel Leid erfahren in ihrem Leben; sie wußte wie einem zu Mute ist, dem das Herz brechen möchte vor Weh. Vielleicht machte sie die eigene Erfahrung so geschickt, mit wunden Seelen umzugehen.

Sie sprach auch jetzt nicht viel auf die Witwe ein. Nur ganz sachte begann sie von Hans zu reden, erzählte allerlei aus seiner Kindheit, lobte ihn mit warmen

Worten, und als sie merkte, daß Anna ihr zuzuhören begann, da sprach sie auch von ihr und dem Glück, das sie nun doch fast ein Jahr lang genossen habe.

Ganz allmählich begann die Erstarrung aus Annas Zügen zu weichen. Sie sprach zwar immer noch nicht, doch als die Bäuerin nun leise ihre Hand nahm und mit herzlicher Stimme sagte:

„Schöns Lebe het di Ma gha, un au e schöne Tod. Er het nit lang lide müasse. De heesch jo selber verzellt, daß er uff eimol d' Auge zuegmacht hett, wo er no mit dir gschwächt gha het. Was het er der do gseit, Annele?“

Die junge Frau fuhr auf. Wie aus schmerem Schlaf erwacht, schauten ihre Augen groß und erschrocken drein:

„Er het gseit, 's Kind . . . de Bua . . . des isch si letzte Gedanke gsi . . . fürs Kind soll ich lebe . . . Un ich . . . ich ha mi Kind vergesse!“

Sie sprang auf, lief nach der Kammer und warf sich ausschleichend über die Wiege.

Die Nanne war ihr leise gefolgt. Anna hatte das Gesicht in die Kissen vergraben und weinte.

Gottlob, dachte die Alte, jetzt kann sie weinen!

Behutsam schloß sie die Tür. Vielleicht würden sie nun eben den Hans in die Grube legen und viele Gebete würden aufsteigen für das Seelenheil des Toten.

Andächtig faltete die Bäuerin die Hände und betete zu der gnadenreichen Jungfrau Maria um Trost für die Lebende.

* * *

Die Blumen auf Hansens Ruhestätte hatten schon viermal abgeblüht, und der Epheu, den Anna im ersten Jahr pflanzte, schlang sich in vollen Ranken um das Grabkreuz.

Es war Allerseelentag. Auf allen Gräbern brannten kleine Kerzen, bunte Papierblumen traten an Stelle der lebenden; nur große Büschel Asters und die Strohblumen, die Totenblumen, wie sie auch heißen, hatte man in den Gärten erhalten können bis zum Gedenktag der Verstorbenen.

Gar viele, die sonst das ganze Jahr nicht an ihre Toten dachten, suchten heute ihre Schuld einzulösen durch ein wenig Blumen- und Kerzenschmuck. Ein Stückchen Prozeßerei mochte wohl auch dabei sein; denn neidische Blicke flogen zu den am prächtigsten geschmückten Grab-

stätten. Man prüfte, verglich, sprach Anerkennung und Tadel ungeniert aus.

Anna hatte ihr Grab mit einer Girlande aus Tannenreis und weißen Aestern geschmückt. Einen kleinen Kranz bunter Aestern schleppte ihr Söhnchen. Anna führte ihn zu Häupten des Grabes.

„Legs do na, Hansle, do schloft dr Vadder!“

Der Kleine deutete mit dem Zeigfinger auf den Boden:

„Do?“ fragte er zweifelnd. „Aber mer sieht ja nix?“

Krampfhaft preßte er seinen Kranz an sich.

Anna lächelte, wie der kleine Kerl da stand, die Stirn hochgezogen, daß die blonden Locken bis fast auf die Brauen fielen, und fragend zu seiner Mutter auf sah, mit den blauen treuherzigen Augen seines Vaters. Da war er so ganz dessen Ebenbild, daß Annas Lächeln erstarrte und sie aufschluchzend ihr Kind an die Brust drückte.

Die Mutter weinte. Das konnte der Hansle nicht ertragen: er wollte ja glauben, daß der Vater da unten schlief, und wenn man auch nichts von ihm sah, so sollte er doch den schönen Kranz haben. Gleich wollte er ihn hinlegen, die Mutter mußte ihn nur loslassen.

Der Kleine zappelte in seinem Eifer, der Mutter zu Willen zu sein, energisch mit den dicken Beinchen, und kaum setzte ihn Anna auf den Boden, so warf er auch schon den Kranz zu Füßen des Kreuzes nieder und sagte:

„So, Muater, jez bruchsch nimmi schreie; dr Vadder het sini Blume... Jez könne mer wider heim geh.“



Wohnhaus Max Schneckenburgers in Burgdorf,
wo Ende 1840 die „Wacht am Rhein“ entstand.

Doch Anna hörte ihn nicht. Ihre Gedanken waren weit fort; die Vergangenheit lebte auf.

Das Bübchen findet das langweilig. Suchend blickt es umher, ob sich nirgends Kurzweil bietet. Auf einmal schreit es entzückt auf:

„Dr Großvadder, Muater, dr Großvadder kumt!“

Hurtig läuft er dem Schuster entgegen, der langsam über den Rasen daherkommt. Anna folgt und reicht dem Alten die Hand.

Der Bauer sieht die Tränen Spuren auf ihrem Gesicht und zieht die Stirn kraus; aber er sagt nur:

„Ich ha mer's ibild, daß i di do triff! I hab ebbis mit der z'schwäze. 's wurd am beste si, de gohst grad mit mer heim.“

Die Anna sieht ihn unsicher an. Was will der Vater? Sie kann es sich nicht denken. Vielleicht etwas wegen der Vormundschaft über den Bub. Da gibt es ja immer allerhand. Ja, das wird's sein.

Der Vater ist sehr gut gegen sie, seit sie Witwe ist. Der Tod vom Hans ist auch ihm nah gegangen, und an dem Kleinen hängt er mit seinem ganzen Herzen.

„'s isch recht, Vater, ich gang mit J. Em Hansle wurd's gwiß recht si.“

Der hüpfte schon an des Großvaters Hand voraus. Nur einmal dreht er sich noch um und winkt mit dem Händchen nach dem Grab:

„Bhüet Gott, Vadder, ich bring der ball wieder emol e Kranz!“

* * *

Nach der Mahlzeit, die ziemlich schweigsam verlief, da die Erwachsenen keine Lust zum Sprechen hatten und der Hansle vollauf mit seinem Teller beschäftigt war, schickte der Schuster den Kleinen in die Küche zur Magd, um ungestört mit seiner Tochter reden zu können.

Er suchte nach einem Anfang. Er wußte, daß er einen schweren Stand bei der jungen Frau haben würde. Aber er war zu der Einsicht gekommen, daß ihr Leben so nicht weitergehen könne und daß es zu Annas Bestem sei, wenn... Und gerade jetzt bot sich eine selten günstige Gelegenheit. Es wäre zu dumm von ihr, wenn sie nicht wollte. Ach was, sie mußte einfach!

„Anna!“

„Vater?“

„Wie lang isch es jez, sit daß dr Hans gstorben isch?“

„Drei e halb Johr.“

„Scho so lang? Du bisch au jung Witwe wore!“

„Jung oder älter, Vater, des isch grad glich. I weiß gar nimmi, ob i no jung bi. Di Zit goht so rum, mer denkt gar nit dran. Uff eimol isch mer alt, mer merkt's gar nit.“

„Du muasch halt wieder hierate!“

Der Schuster sagte es fast brüsk, froh, daß es draußen war.

Aber Anna achtete kaum darauf. Sie schüttelte nur den Kopf.

„Worum denn nit? Du bisch jo no so jung, viel z'jung zum Ledigblibe un zum

Alleihuse. Du bruchsch e Ma, der Geld schafft. Die paar Felder traget nit so viel, und de Bua het ball e Vater nödig, wo ihn uffzieht.“

Anna sah den Schuster erstaunt an. Was fiel ihm ein? Am liebsten hätte sie gar nichts gesagt; aber da es ihr Vater war, so fühlte sie sich zu einer Antwort verpflichtet:

„Guck, Vater, die Arbeit isch nit groß. Und mehr Geld brauch i nit. Ich haw e jek scho ball vier Johr umtriebe und 's isch allewil guet gange. Grad so kan i mi Bua au allei uffzieh. Er isch e guets Kind, un wenn's emol grad nödig isch, bring i's au no fertig, daß i ihm 's Hösle spann.“

Der Schuster wurde ungeduldig. So kam er nicht weiter. Die Anna sah alles für müßiges Geschwätz an und merkte nicht, daß es Ernst galt. Er mußte deutlicher werden.

„Jek horch emol, Anna! De weisch, daß ich's guet mit dir un mit dim Bue mein und daß der Hans un ich allewil guet mitinander uskumme sind. Was ich der jek sag, sag i der als di Vater un als en alte Ma, der 's Lebe besser kennt als du. Sell muaf mer sage, daß de brav gwirtschaftet hest in de erschte Johr. Aber mer hen halt au gueti Zite gha, 's isch alles grad wie vo selber gange. Wenn aber emol andere Täg komme, no isch es zviel für dich, überhaupt für e Wib. Do ghört e Ma her, un do weiß i grad ein, der het scho en Aug uff di gha, wo de no e kleine Fraß gfi bisch. 's isch der Waldbhüter Jordan. Der isch fleißig und hat au Geld. Er fa's in di Wirtschaft stecke. Mit bar Geld fa mer vil mache. Guck, do könnsch dim Bue e scho Sach hinterlu, Anna, un es selber schön ha. Kurz und guet! Dr Jordan isch bi mer gfi un het um dich agfrogt.“

Mit wachsender Angst hatte die Anna zugehört. Also das wollte der Vater von ihr. Darum mußte sie mit ihm in sein Haus kommen. Verheiraten mußte er sie mit dem Jordan, dem langen Schlaggel, der ihr immer so gleichgültig gewesen war, trotz seiner Liebe. Der sollte dem Hans seine Stelle einnehmen auf dem Hof und in ihrer Kammer! Nein, daraus wurde nichts, dagegen wehrte sie sich mit Händen und Füßen! Die Wut verdrängte die Angst.

Als der Vater geendet hatte, sprang sie in die Höhe: „So, de Jordan helt um mich a? Sagen em nu: Ich dank scho für die Ehr'; aber ich bruch kei Ma meh! Mi Ma lit uffem Kirchhof, jechs Schuh unter em Bode; dem han i Treu versproche, und dem halt i si, solange i leb. En andere bruch i nit, 's kunnt mer nie keine meh über mi Schwelle, nie! Und domit bhüet Gott, Vater!“

Sie riß ihr Kopftuch und des Büchchens Kappe und Shawl an sich, lief an dem verblüfften Alten vorbei in



Das Schneckenburger-Denkmal auf der Promenade zu Burgdorf.

die Küche, nahm den Hansle in die Arme und stürmte mit ihm zum Haus hinaus, ohne sich umzusehen. Nach ein paar Schritten wurde sie ruhiger. Sie setzte den weinenden Knaben auf den Boden, band ihm seine Sachen um und ging langsam mit ihm heimwärts. Ihre Gedanken wurden besonnen.

Sie wußte wohl, daß der Kampf noch nicht beendet war. Sie kannte ihren Vater: was der sich in den Kopf gesetzt hatte, zwang er durch. Aber sie ließ sich nicht zwingen. Sie wußte auch, was sie wollte, und sie würde seinem Eigensinn ihren Willen entgegensetzen.

Als Anna ihr Heim betrat, da hatten sich über ihrer Nasenwurzel dieselben trotigen Falten eingegraben, die sich beim Schüstererschmid immer mehr vertieften, je länger er auf derselben Stelle sitzen blieb und darüber nachgrübelte, wie er den Jordan und sein Geld mit der Anna zusammenbringen könnte.

(Fortsetzung folgt).

Das Schneckenburger-Denkmal in Burgdorf.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Kieder haben ihre Schicksale wie die Menschen. In dem Stübchen eines Burgdorfer Bürgerhauses hat gegen Ende des Jahres 1840 ein deutscher Jüngling ein Lied gedichtet, das dreißig Jahre später urplötzlich als begeisternder Kriegsgefang ganz Deutschland durcheilte und seine Armeen auf ihrem Kriegszuge begleitete: Die Wacht am Rhein! Wohl hatte der junge Dichter, als er sein Werk in intimen Freundeskreisen

vortrug, einhellige Anerkennung geerntet; aber es fand den Weg zum Herzen des Volkes nicht leicht, da auch die erste Komposition durch den Berner Chordirigenten J. Mendel dem packenden Inhalt nicht so angepaßt war wie die nachmalige Intonierung durch den Krefelder Kapellmeister Karl Wilhelm (1854). Von da an erfuhr das Lied wohl größere Beachtung; seinen wahren Charakter entdeckte man aber erst, als die große